



Lesereise

Walter M. Weiss

# Marokko

Picus

blasser, magersüchtiger Junge mit einem Blasebalg anheizt. Die beiden sind die Glutmacher der Stadt. Jeden Tag verteilen sie frühmorgens glosende Holzscheite an die Schlosser, Schmiede, Köche und Kesselflicker der *souks*, mit denen diese ihre kleineren, eigenen Feuer entfachen.

Schwarzhäutigen begegnet man in Marokko immer wieder. Sie sind Nachfahren jener Afrikaner, die noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts von reichen Familien als Sklaven und Sklavinnen gehalten wurden. Als die Franzosen die Leibeigenschaft schließlich verboten, blieben die meisten Betroffenen dennoch bei ihren alten Herren. Titus Burckhardt schreibt in seinem ebenso klugen wie poetischen Buch über Fès: »Geschichtlich erklärt sich die Sklaverei aus dem Kriegsgesetz der nomadischen und halbnomadischen Völker, für die es nicht möglich war, gefangene Feinde in Lagern zu halten: Wenn die Gefangenen nicht von ihren Verwandten losgekauft wurden, blieben sie so lange Sklaven ihres Beuteherrn, bis sie sich durch ihre eigene Arbeit auslösen konnten oder bis ihnen ihr Herr die Freiheit schenkte, was Koran und Sunna als besonders gottgefällige Tat und als Sühneopfer für verschiedene Unterlassungen bezeichnen. Der Sklave galt nie als bloße ›Sache‹; wenn er ungerecht behandelt wurde, konnte er vom Richter verlangen, dass ihn sein Herr verkaufe. Er war als Mensch zu achten; dass er unfrei war, widersprach dem Mensch-Sein nicht, da ja alle Menschen ›Sklaven Gottes‹ sind. Erst mit der Zeit und durch die Entwicklung der städtischen Kultur wurde die Erbeutung von Sklaven im schwarzen Afrika zum Selbstzweck, wenn auch der Glaubenskampf zum Vorwand diente. Weil aber die islamische Denkart keine Verachtung irgendeiner Rasse zulässt, nahm die Sklaverei in islamischen Ländern nie jenen brutalen Charakter an, den sie im alten Rom und noch im letzten Jahrhundert in den Südstaaten von Nordamerika besaß.«

# Vom Hammam über den Hades in den Hängebauch

## *Eine Wallfahrt der Sinne in das Innerste von Fès*

Wir haben das Hammam gleich in der Früh angesteuert und uns in Erwartung der viel gepriesenen Tortur auf einem der glitschigen, mit Stein verkleideten Podeste hingestreckt. Aus den Nachbarnischen dringt leises Stöhnen. Neben uns hocken zwei Männer. Sie tragen bloß ein Lendentuch, grüßen freundlich und sind doch Folterknechte. Der eine beugt sich über mich, packt, eine nach der anderen, meine Gliedmaßen und beginnt sie zu walken. Als jede Faser meiner Muskeln zerquetscht zu sein scheint, macht sich sein Gehilfe daran, mir mit einem rauen, in Seifenwasser getunkten Handschuh Brust, Bauch und Rücken zu schrubben. Es fühlt sich an, als würde Quarzsand auf der Haut zerrieben. Zwischendurch werde ich mit eiskaltem Wasser aus einem blechernen Napf übergossen.

Nach dieser ermattenden Prozedur schöpfen wir inmitten des gekachelten Labyrinths auf einer Steinbank Atem. Unsere heißen Leiber hat man in leinene Umhänge gehüllt, die Füße in übergroße Holzsandalen gesteckt. Süßer Tee wird gereicht. Aus einem Kassettenrekorder windet sich eine endlose Girlande aus Lautenmusik. Über uns spannt sich ein jahrhundertealtes, modriges Gewölbe. Vor uns lässt ein Ungetüm von einem Ofen röchelnd und zischend Dampf ab. Rund um uns wabern dichte Dunstschwaden. In der Ferne gedämpftes, kehliges Geschwatze, hie und da ein Glucksen ... Die Kompliziertheit der Welt tritt uns aus allen Poren.

Arabische Bäder wie dieses in der innersten Altstadt von Fès, deren Besuch seit Jahrhunderten auf diese ewig gleiche Weise abläuft, haben von alters her die Fantasie der Europäer beflügelt. Sie galten als Refugien für vollkommene Entspannung und hemmungslosen Genuss. Und, wie auch der Harem, als Sinnbild für die angeblich schwüle Erotik des Morgenlands. Liest man die einschlägigen, schlüpfrigen Traktate und Verse der klassischen arabischen Literatur, möchte man meinen, in der Hitze der Dampfbäder habe das Laster tatsächlich üppig geblüht. Doch alle Mutmaßungen über Zustände wie in den mittelalterlichen Badestuben Europas, wo Männlein und Weiblein sich tatsächlich



gemeinsam lustvoll in Holzbottichen suhlten, sind falsch. In Wirklichkeit waren und sind die Geschlechter im Hammam stets strikt separiert. Manche islamische Bäder werden jahraus, jahrein nur von Männern oder nur von Frauen benützt. Manche sind Doppelanlagen mit zwei separaten Bereichen. In den meisten jedoch sind ein und dieselben Räume abwechselnd für jeweils eine Gruppe reserviert. Wobei man in vielen Gegenden während der Stunden für Frauen einen Schleier quer über den Eingang spannt.

Der Nachmittag im Bad bietet Damen im traditionsverhafteten Milieu einer *medina* oft heute noch die einzige Chance, sich außerhalb des Hauses mit Freundinnen zu treffen. Hier kann man ungestört in Tratsch und Klatsch schwelgen und unter den Töchtern der anderen diskret nach einer Braut für den eigenen Sohn suchen. Man kann, wie vom Koran verlangt, seine Achselhöhlen und die Scham epilieren und am Ende all dieser Zeremonien in trauter Gemeinsamkeit Berge von Süßigkeiten vernaschen, um künftig dem Schönheitsideal des Gatten noch besser zu entsprechen. Der Glaube freilich, dass mit den Kleidern im Bad auch die sozialen Zwänge abgelegt werden, ist falsch. Chronisten vergangener Jahrhunderte berichten, dass die Frauen es liebten, gerade hier ihren Reichtum zur Schau zu stellen. Ein spätes Erbe dieser Prunksucht ist wohl die Angewohnheit heutiger Besucherinnen, ihr Schminkköfferchen ins Hammam mitzubringen. Es enthält zwar vorwiegend moderne Kosmetika, daneben jedoch immer noch allerlei nach alten Rezepten hergestellte Pasten, Salben und Duftessenzen – die unverzichtbare Augenschminke *kohl* zum Beispiel, die mit Orangen- oder Rosenwasser versetzte Tonerde *tfal*, die man auf die Haare aufträgt, und *henna*, das meist rote Farbpulver, mit dem man sie hinterher färbt.

Körperliche und seelische Reinheit, beides ist im Islam von größter Bedeutung. »Oh ihr Gläubigen«, befiehlt der Koran, »wenn ihr euch zum Gebet anschickt, dann wascht euer Gesicht, eure Hände bis zum Ellbogen und reibt nass eure Köpfe, und eure Füße bis an die Knöchel.« Diese »kleine« Waschung ist täglich zu den fünf Gebetszeiten vorzunehmen. In Fällen gröberer Verunreinigung freilich genügt sie nicht. Nach einem Beischlaf, nach Krankheit und tunlichst vor dem Besuch der Freitagsmoschee hat der ganze Körper »vom Schopfhaar bis zum kleinen Zeh« gereinigt zu werden. Für diese »große« Waschung stand und steht den Gläubigen in den Altstadtquartieren das Hammam zur Verfügung, eine Einrichtung, die neben den hygienischen Bedürfnissen eben auch den sozialen auf ideale Weise entgegenkommt. Seit freilich immer mehr Menschen ein Badezimmer – und einen Fernsehapparat – ihr Eigen nennen, ist die Zahl seiner Besucher beständig am Schrumpfen.

Dennoch: Ein paar dieser steinernen Zeugnisse hoher Alltagskultur kann man auch in Marokko noch in fast jedem historischen Stadtkern finden. Sie stehen für jedermann, gleichgültig welcher Konfession er angehört, offen. Ihre behaglichschummrige Atmosphäre bildet das genaue Gegenteil zu jener puritanischen Sportlichkeit, die in unseren lichten europäischen Schwimmhallen und Wellness-Landschaften zu Hause ist.

Frisch gebadet haben wir das Quartier Chouara, das Viertel der Ledergerber und -färber, angesteuert. Die Männer hier sehen aus wie barbarische Gesellen, Bewohner des innersten Höllenkreises in Dantes »Göttlicher Komödie«. Halbnackt und mit blutroten Waden waten sie in gekachelten Bassins und durchtränken ihre Ware mit leuchtenden Farben. Maultiere,

jene mietbaren Lastentaxis, von denen es in der *medina* angeblich dreißigtausend gibt, schleppen ständig neue Balge heran – roh gegerbte, die unten am Fluss eben erst vom Fleisch der Schafe, Rinder und Ziegen geschnitten wurden und noch nach Tod stinken. Dreitausend Ziegen- und bis zu sechstausend Rinderhäute werden in Fès täglich gefärbt, nachdem sie zuvor tagelang erst in einer Kalklauge, hierauf in einem mit Schwefelsäure und Meersalz versetzten Wasserbad und schließlich in einem Gemisch aus Öl und Gerbstoffen, vornehmlich Chromalaun, eingeweicht gelegen sind. Dreißig Prozent der Lederhandwerker Marokkos arbeiten, in Kooperativen organisiert, in dieser Stadt und schuften vom frühen Morgen an zehn, zwölf Stunden pro Tag, sechs Tage die Woche. Weil sie den ganzen Tag über in den Bottichen stünden, erklärt uns ein Mann in einer der raren Arbeitspausen, sei es unmöglich, nach Feierabend die Farbe und den Gestank von der Haut zu kriegen. »Keiner von uns kann es sich leisten, krank zu werden oder sich zu verletzen, denn keiner besitzt Ersparnisse, geschweige denn eine Versicherung. Die meisten von uns haben hier als Halbwüchsige zu arbeiten begonnen. Und wir werden dies tun, bis wir nicht mehr können. Das war schon bei unseren Vätern und Großvätern so und wird auch für unsere Söhne so sein.« Die Gerber und Färber sind Schleusenmeister. Durch verschlungene Kanäle lassen sie die bunten Brühen ab- und frisches Wasser einlaufen. Der gängigste Farbton ist das aus Krapp oder Cochenilles, Schildläusen, gewonnene Rot. Manchmal wird das Wasser mit Indigo, Antimon oder Färberdistel versetzt. Dann ist das Abwasser blau, schwarz oder gelb. Hat die Farbe die Felle durchdrungen, werden sie, während die Männer am Brunnen wieder einmal vergeblich versuchen, ihre Berufsschminke und den pestilenzartigen Verwesungsgeruch aus den Poren zu reiben, auf den angrenzenden Dächern zum Trocknen auf Stroh gebreitet.

Von den Gerbern und Färbern ist es nicht weit zu den Fleischern, Obst- und Gemüsehändlern. Die Hinterseiten der Läden sind dort, wie überall im Basar, schmutzig und bucklig. Doch ihre Vorderfronten sind sauber und üppig drapiert. Bilden Universität und Moschee Herz und Hirn der *medina*, so ist das Viertel der Lebensmittelhändler ihr Hängebauch. Er ist mit begehrenswerten Dingen gefüllt: Datteln, Kaktusfeigen, Nüsse, Granatäpfel – vielfältigste Früchte von den Feldern der Umgebung locken in turmhohen Arrangements. Okra-Schoten und *Feqqous*-Gurken, *gombos*, Zucchini und Auberginen stapeln sich in unüberbietbarer Frische. Kurioses Meeresgetier verspricht lukullische Wonnen. In den Metzgerläden harren halbe Lämmer und noch lebende Hühner ihrer Verarbeitung zu *couscous d'agneau* und *tajine*. Unsäglich geile, häufig mit Sirup übergossene Torten, Cremes und Biskuits lehren den Speichel das Fließen und die Galle das Fürchten. Kräuter und die allgegenwärtige Minze verströmen, zu riesigen Haufen gebündelt, balsamische Düfte. Und zum Drüberstreuen preisen Gewürzhändler ihre Blüten, Rinden und Wurzeln an. Die exotischsten Speisepläne lassen sich hier erdenken. Und wer anfangs geplant hat, partout nichts zu kaufen, besinne sich lieber eines Besseren: So wird er sich, wenn er später den unvermeidlichen, am Wegrand verabreichten Kostproben erliegt, nicht als charakterschwach fühlen.

# Die Heilkraft der Toten

## *Auf der Suche nach segensreichen Energien*

Im verwinkelten Herzen von Fès el Bali stoßen wir auf eines der vierzehn Tore der Karaouine-Moschee. Sie stellte gemeinsam mit der gleichnamigen Universität noch vor wenigen Jahrzehnten das intellektuelle Zentrum des Landes dar. Um das Jahr 860 von einer gewissen Fatma bent Mohammed el Feheri, der Tochter eines Einwanderers aus Kairouan, gegründet, ist sie eines der ältesten Lehrinstitute der Welt. Älter als die berühmte Al-Azhar in Kairo, älter als die Zeituna in Tunis. Gar nicht zu reden von den um Jahrhunderte jüngeren Universitäten in Paris und Bologna, Salamanca, Oxford oder Prag. Ibn Battuta, Leo Africanus und El Bitruji alias Alpetragius haben hier gelernt und gelehrt. Um 1400 wirkte an ihr der berühmte Historiker Ibn Khaldun, der mit seiner dreibändigen Universalgeschichte das erste Werk der modernen, rationalen Geschichtsschreibung schuf. Und schon kurz vor der Jahrtausendwende soll hier ein gewisser Gerbert von Aurillac jenes Dezimalsystem mit den arabischen Ziffern samt der Null kennengelernt haben, das er später als Papst Silvester II. in Europa einführte. Wie zu fast allen Moscheen im Land ist uns Nichtmuslimen auch zu dieser der Zutritt verwehrt. Ein verstohlener Blick durch das Tor in den Hof steigert das Bedauern. Mit seinen von fein ziselierten Marmorsäulen getragenen Waschpavillons erinnert er an den Löwenhof der Alhambra in Granada. Nur wenige Schritte entfernt liegt die Grabstätte, die *zaouia*, von Moulay Idriss II., dem als heilig verehrten angeblichen Gründer von Fès. Die Gassen rund um sie gelten als *horm*, als geweiht. In Kopfhöhe sind hölzerne Querbalken montiert, die unreine Reittiere abhalten, Passanten zur Verneigung zwingen und jedermann signalisieren, dass er einen besonderen Bezirk betritt. In den rechtwinkeligen Gassen der angrenzenden *kaiseriya*, dem überdachten und versperrbaren Kernbezirk des Basars, werden vor allem Korane und Kerzen, Gebetsketten, Duftstoffe und diverse Devotionalien verkauft. Den ganzen Tag über strömen Gläubige herbei. An der Außenfassade des Heiligtums, gleich neben seinem prächtig verzierten Holzportal, finden sie eine Kupferplatte mit einem Loch, in das sie ihre Hände legen und Münzen werfen, um ein wenig von der *baraka*, dem Segen des Verehrten, zu erlangen.